

# Diamanten auf Parsenn [Fortsetzung]

Autor(en): **Altheer, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 30

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645069>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DIAMANTEN AUF PARSENN

Kriminalroman von Paul Altheer . Aehren-Verlag Zürich

## 19. Fortsetzung

Wenn ich die holde Dame aber hier nicht finden sollte — könntet ihr nicht auch in Zürich ein bisschen Umschau halten? Man sagt mir, dass ihr dort in solchen Dingen höllisch tüchtig seid.“

„Erzähle mir lieber“, murkte Rintelen, „was du inzwischen schon geleistet hast. — Spur entdeckt? — Erfolg in Aussicht?“

„Ja — die Spur einer entzückenden jungen Dame, die fast so schlecht skifahren kann, wie ich selber. Ich war gerade daran, einen durchschlagenden Erfolg einzuleiten, als du mich darin, tatkräftig, wie du nun einmal bist, unterbrachst.“

„Dann will ich nicht länger vor deinem Glück stehen. Vergiss aber nicht, dass du dort oben bist, um skifahren zu lernen.“

„Ich werde auch nicht vergessen, dass es in Zürich reizende, aber ein bisschen langweilige Menschen gibt, die die unglückliche Gewohnheit haben, immer in den unpassendsten Momenten in Erscheinung zu treten.“

„Danke.“

„Bitte.“

\* \* \*

Als Bob wieder in seinem Zimmer erschien, war es nebenan mäuschenstill.

Einen Augenblick überlegte er; dann folgte er wieder einmal einer seiner Eingebungen, die ihn oft mit eigenartiger Sicherheit leiteten. Ohne lange zu überlegen, welche Weiterungen sein Tun haben könnte, machte er das, was sich ihm geradezu aufdrängte:

Er verliess, lauter als es seine Gewohnheit war, das Zimmer, schlenderte die Treppe hinunter, drehte auf dem untersten Absatz jäh um, so, als ob er etwas vergessen hätte — und eilte mit grossen Schritten, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, wieder hinauf und geradewegs auf das Zimmer seiner Nachbarin zu.

Er klinkte die Türe auf, war darauf gefasst, sich bei der Bewohnerin des Zimmers für seinen „Irrtum“ entschuldigen zu müssen und hatte bereits die hehrlichste Ausrede auf der Zunge.

Aber das Zimmer war leer...

Er zog die Türe leise zu und tat rasch einen orientierenden Blick rund um den Raum.

Gerade mustergültig war die Ordnung nicht, die seine schöne Nachbarin hinterlassen hatte.

Auf einem Stuhl lagen, lässig hingeworfen, Kleidungsstücke; in einer Ecke fanden sich ein Paar Halbschuhe, so, als ob sie in wohlgezieltem Schwung hingeworfen worden wären; die Couch diente als Ablagerungsstätte für Zeitungen und Heftli — und auf dem Tisch türmte sich ein Berg von Broschüren und Schachteln, vermischt mit Handschuhen, Bändern und einigen kleinen Gegenständen, die eigentlich eher auf den Waschtisch gehört hätten. Der Aschenbecher war hoch angefüllt mit Zigarettenstummeln und Asche — und Bob erkannte mit einem Blick, dass all dies nicht von ein und derselben Person herrühren konnte. Neben schwarzen, billigen französischen Regiezigaretten

waren feine, blonde und, wie der Atmosphäre im Zimmer eindeutig zu entnehmen war, parfümierte englische Zigaretten konsumiert worden.

Bob hatte also doch recht gehört, als er neben der Stimme seiner Nachbarin auch diejenige eines Mannes zu vernehmen geglaubt hatte.

Ein Stoss Papiere zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Hier mussten sich Spuren und Niederschläge der Schriftstellerei seiner Nachbarin finden, wenn sie die Wahrheit verbreitet hatte.

Das aber sah alles nicht so aus, als ob hier mit Konsequenz an einem grössern Werk gearbeitet würde.

Adressen waren da, Notizen über Modehäuser, Brieffragmente, Fetzen mit Worten und Zahlen, offensichtlich Anfänge oder Ueberreste von Kassabüchern...

Und da ein Spruch, wahrhaftig!

Ein flüchtiger Blick darauf sagte ihm, dass er einen Vers, den Abschnitt eines Gedichtes wohl, in Händen hatte...

Ein Geräusch von der Türe her erschreckte ihn. Er schob die Papiere mit einer raschen Bewegung seiner rechten Hand zurück, Nur das Gedicht verschwand leise knisternd in der linken äussern Tasche seines Rockes.

„Ah! Guten Abend, Herr Kollege!“ rief eine klingende Frauenstimme.

Bob lügt

Bob Scholl war zusammengefahren, wie ein Dieb, der sich auf frischer Tat ertappt sieht.

Im Grunde genommen war die Situation für ihn auch verteuft peinlich.

Unter der Türe stand seine reizende Nachbarin, lächelte ihn verführerisch an und sagte:

„Das ist reizend von Ihnen, Herr Nachbar, dass Sie mir einen Besuch machen... Oder“ — fügte sie nach einer kurzen Unterbrechung ironisch hinzu, „sollten Sie sich lediglich in der Türe geirrt haben?“

Bob sah sich durchschaut und wusste, dass ihn jetzt nur noch ganz dicke, ganz unverschämte Lügen halbwegs retten konnten. So begann er, erst stockend, dann aber, nachdem er einmal den „Dreh“ gefunden hatte, mit zunehmendem Schwung:

„Ach! Nun ist's heraus! — Wie stehe ich jetzt da? Ich sehe, dass ich Ihnen alles gestehen muss, um meine Position nicht noch viel schlechter zu machen, als sie es ohnehin schon ist...“

Also — um es rund heraus zu sagen: Es handelt sich um die Niggerplatten, die Sie heute Abend wieder so liebevoll und oft aufgelegt hatten...“

„Ah“, fiel sie ihm ins Wort. „Sie gefallen Ihnen? Sie möchten sie sich auch anschaffen?“

„Das gerade nicht, aber — ich wollte — um es kurz zu machen — ich wollte... Jetzt werden Sie mir böse sein, liebe Nachbarin“, fügte er mit einem un Verzeihung flehenden, ganz echt gemachten Augenaufschlag hinzu.

„Lassen Sie mich erst hören, Herr Nachbar“, sagte sie, während sie sich, halb stehend, auf die Kante des Tisches setzte. „Zum Bösessein ist es nachher immer noch früh genug.“

Bob fuhr fort:

**Pelze**

W. TANNER, Kürschner, Spitalgasse 30, I. Stock  
BERN, Telephone 2 24 73

„Diese Niggermusik! Ich verstehe nicht, wie Sie das ertragen können. Mich macht sie verrückt, regelrecht verrückt! Und da wollte ich Sie vorhin bitten... Aber Sie waren schon weg, als ich herüber kam. So blieb mir nichts übrig, als die Platten zu suchen — und wenn ich sie gefunden hätte...“

„Dann hätten Sie sie wohl zum Andenken mitgenommen?“ fragte die Dame mit boshafem Lächeln.

„Wahrscheinlich“, gestand Bob. „Vielleicht aber hätte ich mich damit begnügt, sie unbrauchbar zu machen.“

„Au! So rabiat? So hätte ich Sie mir gar nicht vorgestellt, obwohl Sie, als Kollege...“

Sie schwieg, und Bob wunderte sich:

„Sie sagen mir schon zum zweiten Mal Kollege. Ich bin, leider, kein Schriftsteller.“

„Und ich — keine Schriftstellerin“, gestand die Frau in scherzhaftem Tone.

„Nicht? Ich dachte...“

„Ich habe das verbreitet — oder verbreiten lassen — um ungestört zu sein und, ohne aufzufallen, tun und lassen zu können, was mir beliebt.“

„Und die Niggerplatten?“

„Auch eine Ausrede. Eine Unterstreichung, wenn Sie wollen. Man kann die Meinung, die andre von einem haben sollen, nicht vielfach genug begründen — besonders dann, wenn sie falsch ist.“

„In Wirklichkeit also sind Sie...“

„Eine Kollegin von Ihnen, Herr Nachbar.“

Bob vergass für einen Augenblick, den Mund zu schliessen, und sagte dann, fast ohne Betonung:

„Ich bin Detektiv.“

„Ich weiss, Herr Bob Scholl. Ich bitte Sie aber, verraten Sie mich nicht. Es darf niemand davon wissen.“

„Ich werde Ihr Vertrauen nie missbrauchen, verehrte Kollegin. Sie dürfen mir nun ganz unbesorgt auch noch anvertrauen, dass Sie die grosse Kollegin Ellen Howard vom Yard sind, deren Ankunft uns längst avisiert wurde.“

„Ich habe das nicht gesagt“, bemerkte sie rasch und mit eigenartigem Augenaufschlag. „Und ich bitte Sie schon jetzt, das nie zu vergessen.“

„Also doch“, antwortete Bob. „Ich bin fest überzeugt, dass ich Sie, wenn ich Sie gesucht hätte, nicht so rasch hätte finden können.“

„Da wir uns nun aber gefunden haben...“, meinte Bobs Kollegin lächelnd, „scheint es mir nichts als recht und billig, wenn wir die Bekanntschaft damit vertiefen, dass wir ein bisschen zu fachsimpeln beginnen.“

Sie ergänzte diese Worte noch mit der Zugabe:

„Wenn Sie wollen, dürfen Sie mich Ellen nennen. Aber niemals meinen ganzen Namen!“

„Ich werde mich bemühen, Ihr Vertrauen restlos zu gewinnen.“

„Das beweist mir, dass diejenigen recht haben, die Sie ebenso liebenswürdig wie tüchtig nennen.“

#### Und Ellen?

„Nun aber“, fuhr Ellen fort, während sie sich, Bob gegenüber, an den Tisch setzte, „wollen wir's uns bequem machen. Wenn ich dabei unsre neugebackene Freundschaft dazu missbrauche, um Ihre Mitwirkung in einer Sache zu erbitten, in der ich allein nicht weiter komme...“

Sie hatte bei diesen Worten in dem Haufen von Papieren gekramt, der ungeordnet auf dem Tische lag. Nach einigem Suchen wurde sie ungeduldig:

„Komisch — ich habe den Zettel doch hier, obenauf, liegen lassen... Aber — warten Sie, ich hab's schliesslich im Gedächtnis.“

Sie schrieb auf ein Blatt Papier rasch und gewandt die vier Zeilen:

## Sommertag

Aus den weissen Wolken überm Hag

Singen Englein in den Julitag.

Ueber uns im grünen Waldgegitter

Stimmen süsse Geigen sie und Zither.

Harfenleise rieselt es hervor,

Wo der Bach sich wiesenwärts verlor.

So in Feld und Busch, in Wald und Ried

Tönt das sommerweiche Engelslied.

Auf tut sich des Himmels goldnes Tor —

Unsre Herzen klingen mit im Chor.

RUDOLF RIESENMEY

Siebengestirn — Siegelring

Eisfluh — Geschenk

Maharadscha — King

Kämenate — Eingeschränkt.

„Was halten Sie davon, lieber Kollege? Ich, offen gestanden, vermochte bisher nicht daraus klug zu werden.“

Bob las, las noch einmal, überlegte und sagte die Worte immer wieder vor sich hin:

„Siebengestirn — Siegelring

Eisfluh — Geschenk

Maharadscha — King

Kämenate — Eingeschränkt.“

Nach einer Weile zuckte er die Achseln und meinte: „Was soll ich raten? Worum handelt es sich? Ist das ein Rätsel? Aus einer Zeitung? Ein Scherz? Ein Gedanken-training?“

„Ach! — Ich vergass. Sie müssen doch wissen, um was es sich handelt. Vielleicht kommen Sie der Sache näher, wenn ich Ihnen sage, dass dies offenbar der Schlüssel für das Versteck unserer sieben Diamanten ist — deutlicher gesprochen, der sieben Diamanten war und von sechsen aller Wahrscheinlichkeit nach noch immer ist.“

„Ah!“ sagte Bob. „Schon ein kleines bisschen Licht, an dem mi h am meisten der Umstand freut, dass es mir die Gewissheit gibt, dass Sie die Persönlichkeit sind, für die ich Sie gehalten habe.“

„Sie kleiner Schäker!“ lächelte sie, mit dem Finger drohend. „Sie sollten sich mit dem Rätsel dieses Spruchs beschäftigen, nicht mit mir. — Ich kann Ihnen aber noch mehr verraten:

Ueber diesem Orakelspruch brütete in einer Londoner Kaschemme der auch Ihnen nicht unbekanntere Bret Ferol, als ihn eine junge Dame überraschte. Und er gestand ihr später, als beide allerdings nicht mehr ganz nüchtern waren, dass hinter diesem Geheimnis Millionen verborgen liegen. Was also könnte uns näher liegen, als wenigstens den Versuch zu machen, gemeinsam, unter Aufbietung aller unsrer Geisteskräfte — hauptsächlich der Ihren, Herr Kollege“, fügte sie lächelnd hinzu, „die Millionen zu heben?“

**H. Stadelmann, der Goldschmied für jedermann**  
Bern, Theaterplatz 1, Telefon 3 44 49

„Ja“, sagte Bob, aber es klang weder hoffnungsvoll noch begeistert. Vielmehr starrte er nun wieder auf das Blatt, ohne vorerst ernsthaft den Versuch zu machen, sich an eine Deutung in gewissenhafter Aufbietung seiner Geisteskräfte zu wagen.

„Ich will Ihnen“, unterbrach Ellen das Schweigen, „inzwischen verraten, wie weit wir in London gekommen sind. Passen Sie gut auf:

Sicher handelt es sich um den Schlüssel des Rätsels von Parsenn. „Maharadscha“ und „Geschenkt“ scheinen mir klar zu sein in bezug auf die Diamanten. „Siebengestirn“ kann nur die sieben Diamanten kennzeichnen. Das würde also ungefähr heissen: „Die sieben Diamanten vom Maharadscha geschenkt.“ „Eisfluh“ ist vielleicht ein Druckfehler und könnte „Weissfluh“ heissen. Es blieben noch

die Erklärungen für „Siegelring“, „King“, „Kämenate“ und „Eingeschränkt“...“

In diesem Augenblick flammte es in Bob Scholl auf, wie eine Erleuchtung.

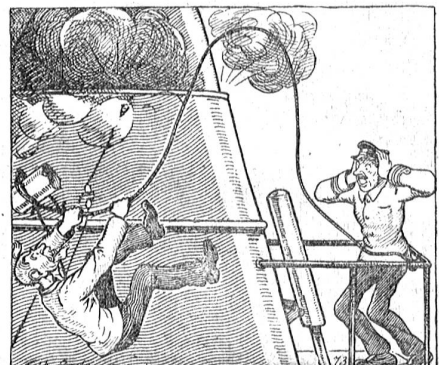
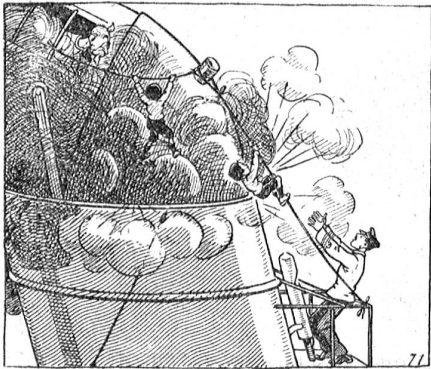
„Wenn wir schon mit Druckfehlern rechnen wollen“, sagte er, „so können wir vielleicht annehmen, dass es anstatt ‚Siegelring‘ vielleicht ‚Siegerring‘ heissen soll. Dann könnte der Spruch auf John Lemms Weltmeisterschaftsgürtel Bezug haben, der ihm vom König von England verliehen worden ist. Damit würde alles klar bis auf die vierte Zeile, also bis auf die Worte ‚Kämenate‘ und ‚Eingeschränkt‘. Mit diesen beiden allerdings, muss ich gestehen, weiss ich nichts anzufangen. Vielleicht könnte man ‚Kämenate‘ mit ‚Mädchenkammer‘ übersetzen. Aber ‚Eingeschränkt‘? Was mag das in diesem Zusammenhang heissen?“ (Fortsetzung folgt)

## Wie Professor Spitz eine Weltreise machte

von G. Th. Rotman

14. Fortsetzung  
(Nachdruck verboten)

Diese Kindergeschichte mit Bildern ist für unsere kleinen Leser bestimmt, und wir hoffen, ihnen damit eine Freude zu bereiten. Die Redaktion.



(71—73) Der Offizier dachte einen Augenblick nach. «Haben Sie Tau bei sich?» fragte er dann. «Jawohl, genug!» erwiderte der Professor. «Dann werfen Sie ein gutes Stück herunter!»

In das Tau, das ihm der Professor zuwarf, machte der Offizier nun eine Schlinge, die er um das Stückchen Rohr warf, das noch vom Periskop übrig war. Mittlerweile brachte der Professor eine

ähnliche Verbindung zwischen Periskop und Fenster zustande.

Als die Luftverbindung fertig war, wurden zuerst Flipps und Flopps gerettet. Vorsichtig schoben sie, an beiden Händen hängend, am Tau vorwärts. Es war gar nicht angenehm, dort zwischen Himmel und Erde zu schweben, aber es gelang. Sie waren tüchtige Jungen, kletterten an der Leiter hinunter und waren bald an Deck.

Jetzt war der Professor an der Reihe. Der arme Mann war aber nicht mehr so ganz jung und seine Knie waren bereits ein bisschen steif. Vorsichtig, immer hinstehend, schob er sich am Tau entlang... bis das Unheil geschah. Das Periskop war augenscheinlich dort in China doch nicht so tadellos festgelötet worden; es sprang plötzlich los, und Professor Spitz stürzte mit dem Tau hinunter...



(74—76) Da das Tau mit dem andern Ende noch immer festsass, blieb der Professor, der sich mit den Kräften der Verzweiflung festhielt, mit einem Ruck hängen, wobei er aber mit dem unteren Teil seines Rückens gegen den glühendheissen Schornstein fiel. «Au! Au!» schrie er, während er prasselte und knisterte wie ein bratendes Beefsteak. Zum Glück wusste er jedoch die Leiter zu ergreifen, und nun stand er bald sicher bei seinen Enkelkindern auf dem-Deck.

Der Offizier brachte sie nun in eine Kajüte, wo sie sich den Russ vom Gesicht waschen konnten; sodann lud er sie ein, ihm zum Kapitän zu folgen. Dieser Gang war nichts weniger als angenehm; überall, wo sie hinkamen, erschallte Gelächter: Professor Spitz hatte nämlich vergessen, zuerst seinen Turban wieder aufzusetzen, und mit seinem Zopf, um den herum die Haarstoppen schon wieder hervorwuchsen, sah er ausserordentlich komisch aus.

Der Kapitän war ein netter Mensch. Er überreichte dem Professor eine feine Zi-

garre und sagte, es sei ihm eine Ehre, mit einem so berühmten Gelehrten Bekanntschaft machen zu dürfen. Dann aber kam der Fuchs zum Loch heraus. «Sehen Sie mal», sagte der Kapitän, «ich will Sie gerne nach Honolulu mitnehmen, aber dann müssen Sie die Ueberfahrt bezahlen! Haben Sie soviel Geld?» Der Professor errötete. «Kommt gar nicht in Frage!» rief er aus, «ich habe ja schon genug Geld ausgegeben! Es ist «höhere Gewalt», dass ich hier gelandet bin, und ich bezahle keinen Rappen!»